Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 123. **Montag** den 9. März 1896. **90. Jahrgang.**

Amtlicher Theil.

Brennholz-Auction.

Donnerstag, den 12. März d. Js., sollen von Nachmittags 3 Uhr an in Abth. 9b des Burgauer Forstreviers dicht an der **Fluthrinne** unterhalb des Leutzsch-Wahrener Fahrweges
5 Rmtr. **Ahorn-** } **Brennscheite,**
2 „ **Eichen-** }
40½ „ **Ahorn-Astholz** und
15 **starke Abraumhaufen**
unter den im Termine aushängenden Bedingungen und **gegen sofortige Baarzahlung** an den Meistbietenden an Ort und Stelle verkauft werden.
Zusammenkunft: Nachmittags 3 Uhr am früheren alten **Wachlocal** am Leutzsch-Wahrener Fahrweg und der Fluthrinne.
Leipzig, am 6. März 1896.
Des Raths Forstdeputation.

Sociale Bilder aus dem sächsischen Dorfleben.

Von Johannes Cornew.
Nachdruck verboten.

I.

Die kernige Mahnung des alten Wortes: „Falls süß oder sauer, steh' fest, Bauer" ist auch heute in mancher Beziehung wieder berechtigt. Zwar hat der Bauer nicht mehr die Lasten und Plagen des Feudalstaates zu tragen, vor Plünderungen und anderen Brandschatzungen schützt ihn der herrschende Friede und die Rechtssicherheit, welche in der Gegenwart größer ist als in irgend einem Abschnitte der deutschen Vergangenheit. Aber dennoch ruht heute auch der Besitz in den Dörfern auf schwankendem Grunde, und manchem sorgenvollen Landmanne möchte man zurufen: „Steh' fest, Bauer!"

Die „Noth der Landwirthschaft" ist heute ein politisches Schlagwort, welches, hineingeworfen in den Interessenkampf unserer Tage, die Parteien scheidet und die Gesetzgebung vor die schwierigsten Aufgaben stellt. Es soll hier jedoch der Streit über den Umfang und die Ursache der bäuerlichen Nothlage nicht weitergesponnen werden. Wir wollen vielmehr nach einer sehr ausführlichen Studie, die sich im neuesten Heft des „Arbeiterfreundes" — herausgegeben durch den seit Gneist's Tode vom Staatssecretair Herzog geleiteten „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen" — findet, ein Bild des bäuerlichen Lebens in allen seinen wichtigen Beziehungen entwerfen, wie es sich unter dem Druck der heutigen Verhältnisse in einem kleinen sächsischen Ackerbaudorfe entwickelte. Das Dorf liegt mehrere Stunden von Dresden entfernt an einer Schmalspurbahn. Der Boden ist kaum mittelgut, vielfach sandig und steinig, etwa 4. bis 14. Bodenclasse. Er trägt keinen Weizen, und selbst die vereinzelt angebaute Gerste giebt einen spärlichen Ertrag.

Der Gegensatz zwischen Stadt und Land tritt auch hier schroff zu Tage. Dieser Gegensatz ist weniger in den äußeren Erscheinungen als in dem Geistes- und Seelenleben vorhanden. Der Bauer hat sich noch immer nicht von den jahrhundertelang auf ihn wirkenden Einflüssen des Feudalstaates befreit. Ja, diese Einflüsse sind selbst heute noch so stark, daß sie ihn hindern, die Forderungen der Gegenwart und seine eigene Lage innerhalb derselben mit klarem Blick zu erkennen. Es wird ihm leider vielfach noch heute die geschichtliche Vergangenheit des deutschen Bauernstandes zum Verhängniß, denn sie hat sich in seinen Charakter mit so tiefen Zügen eingegraben, daß dieselben noch unter den Formen des gegenwärtigen Lebens zu erkennen sind. Unter jenen Zügen fallen am ehesten das Mißtrauen des Bauers und seine Heimlichkeitskrämereien auf. Was nicht vom eigenen Hof stammt oder nicht aus der „Freundschaft" ist, das dünkt ihn unsicher und zweifelhaft. Mit großer Vorsicht sucht er seine materiellen Verhältnisse mit einem Schleier zu decken. Aber es leiten ihn hierbei wesentlich andere Beweggründe als manchen großstädtischen Geschäftsmann, der von denselben Bestrebungen erfüllt ist. Jener Großstädter sucht vielleicht seine schlechte materielle Lage unter Luxus und großprahlerischen Worten zu verbergen, bei dem Bauer kann man jedoch die Beobachtung machen, daß er Uneingeweihten gegenüber gern durch Klagen seinen Wohlstand zu bemänteln oder doch seine Lage schlechter darzustellen sucht, als sie wirklich ist.

Der wohlhabende Bauer des von uns beobachteten, für die sächsischen Ackerbaudörfer mittlerer Bodenclasse typischen Ortes, handelt noch immer so, als dürfe er es ohne großen Schaden nicht öffentlich wissen lassen, daß er es zu einigem Wohlstand brachte. Aus seinen mit bemerkenswerther Treue gepflegten Familienüberlieferungen weiß er, wie die Voreltern darbten und zehnten mußten, wie sie aus Furcht vor der eingebildeten oder wirklich vorhandenen Begehrlichkeit des Feudalherrn ihre wirthschaftliche Lage nach außen schlechter erscheinen ließen, als sie thatsächlich war. Auch dieser Charakterzug haftet dem heutigen Bauer noch an.

Seine geistige Bildung ist häufig recht eng begrenzt. Er hat nur die Dorfschule und zu einer Zeit besucht, als das Lehrziel derselben noch ein weit geringeres war als heute. Die dort gesammelten dürftigen Kenntnisse sind nicht selten [illegible] Rechnen, Schreiben und Lesen wieder vergessen. Geographie und Geschichte sind dem Älteren Bauer kaum bekannt. Von unseren großen Denkern und Dichtern, von deutscher Kunst und Forschung weiß er fast nichts. Die Bauern des genannten Bezirks lesen nur vereinzelt eine Zeitung und auch nur im Winter; im Sommer fehlen Muße und Stimmung. Es wird meistens ein Blättchen aus den benachbarten Städtchen gehalten, welches kritiklos Ausschnitte aus den größeren sächsischen Zeitungen zusammenstellt. Landwirthschaftliche Zeitungen werden nicht gehalten; wo den Bauern einzelne Nummern derartiger Blätter mit wichtigen Facherörterungen geschenkt wurden, da sind dieselben wohl angenommen, aber nur ausnahmsweise gelesen worden. Es giebt in dem hier beschriebenen Dorfe eine Schulbibliothek mit einzelnen sehr guten Werken. Die Kinder benutzen dieselbe viel, auch mancher erwachsene Einwohner, doch unter ihnen die Bauern eigentlich gar nicht, obwohl das Leihen eines Buches nur einen Pfennig kostet, der in eine zur Vergrößerung der Bibliothek bestimmte Casse fließt. Manche Bauerfrauen kaufen, wenn ein Colporteur ins Dorf kommt, grelle Schilderungen irgend einer Mordthat oder eines großen Unglücks. Für diese „Literatur" bezahlen sie weit mehr, als heute irgend ein Musterstück deutschen Schriftthums in den bekannten billigen Ausgaben kostet. Eigentliche Colportageromane gelangen selten in ein Bauernhaus, weil sie zu theuer sind. Der Segen einer tüchtigen landwirthschaftlichen Schulbildung ist hier selbst von den wohlhabenden Bauern wenig erkannt. Nicht einer derselben sendet oder sandte seinen Sohn auf eine landwirthschaftliche Schule. Der Nutzen einer derartigen Schulbildung scheint überhaupt von vielen Landwirthen unterschätzt zu werden. Es läßt sich dieses aus dem schlechten Besuch der landwirthschaftlichen Schulen schließen. Zwar bestehen in Sachsen acht derartige Lehranstalten, aber dieselben wurden im vorletzten Winter zusammen von nur 504 Schülern besucht, und auch in jüngster Zeit hat sich der Besuch nicht gebessert. Das ist eine geradezu beschämende Ziffer. Die in Sachsen ganz besonders hochentwickelten und vortrefflich organisirten landwirthschaftlichen Vereine haben gleichfalls auf die bäuerlichen Verhältnisse unseres Dorfes nur einen sehr mittelbaren Einfluß gewonnen. Kein Bauer gehört einem derartigen Verein an. Ein Besitzer erweiterte unseren Hinweis auf die Thätigkeit der landwirthschaftlichen Vereine mit dem Einwande, daß diese nur georganet seien, „dem Bauer das Geld aus der Tasche zu ziehen". Es ist hier außerordentlich schwer, derartige grobe Irrthümer aus einzelnen harten Köpfen herauszubringen. Zur Ehre der sächsischen Bauernschaft ist jedoch zu bemerken, daß sie im Allgemeinen den Nutzen der landwirthschaftlichen Vereine besser zu würdigen versteht. Schon die hohe Mitgliederzahl derselben ist hierfür ein Beweis. Bekanntlich giebt es in Sachsen 5 landwirthschaftliche Kreisvereine: Dresden, Leipzig, Chemnitz, Reichenbach und Bautzen. Im vorigen Jahre zählte der Kreisverein Dresden 130 Vereine mit 8131 Mitgliedern, Leipzig 82 Vereine und 5421 Mitglieder, Chemnitz 257 Vereine und 13 208 Mitglieder, Bautzen 79 Vereine und 6452 Mitglieder, Reichenbach 90 Vereine und 7016 Mitglieder; zusammen 638 Vereine und 10 258 Mitglieder. Weiter besitzt Sachsen einen bienenwirthschaftlichen Hauptverein mit 50 Zweigvereinen und 1260 Mitgliedern, einen Verband sächsischer Geflügelzüchtervereine mit 46 Zweigvereinen und 2734 Mitgliedern. Aber diese landwirthschaftlichen Vereine und auch andere sächsische genossenschaftliche Bestrebungen finden in dem Dorfe, um welches es sich hier handelt, einen unfruchtbaren Boden. Kein Bauer ist an einem der in Sachsen bestehenden 13 landwirthschaftlichen Consum- und Rohstoffvereine betheiligt. Zum Theil erklärt sich dies aus den schlimmen Erfahrungen, die man vor Jahren gemacht hat. Einige Bauern waren Mitglieder einer in nahen Städtchen bestehenden Vereinsbank mit unbeschränkter Haftpflicht. Die Bank brach zusammen, und die Bauern mußten wiederholt für ihre Verhältnisse sehr erhebliche Nachschüsse leisten. Seitdem geht man dem genossenschaftlichen Gedanken aus dem Wege. Selbst wo bei seiner Verwirklichung keine Gefahr für die Betheiligten ist, hegt man Mißtrauen. Ohnehin ist der Charakter des Bauern genossenschaftlichen Bestrebungen nicht günstig. Sein starkes individuelles Gefühl und die Furcht, sich an einer Sache zu betheiligen, die er nicht klar übersieht und die an seine Börse Anforderungen stellt, verhindern ihn vielfach, den Segen der genossenschaftlichen Vereinigung zu erkennen und dem Genossenschaftsgedanken mit solchem Nachdruck zu unterstützen, wie es die gegenwärtige bäuerliche Lage verlangt. Lieber verzichtet der Bauer im Bezirk auf manche Vortheile, als daß er sich in Geschäfte einläßt, die nach seiner Meinung unsicher sind. Die große Vorsicht, welche im Uebrigen im geschäftlichen Leben der Gegenwart durchaus gerechtfertigt ist, schlägt auf diesem Gebiet den Bauer selbst. Es ist daher anzuerkennen, daß seit kurzer Zeit namentlich der Verband der landwirthschaftlichen Genossenschaften im Königreich Sachsen bemüht ist, über die Vortheile des genossenschaftlichen Zusammenschlusses in den Dörfern Aufklärung zu verbreiten. Das ist ein schweres Stück Arbeit, welches bei dem zähen Vorurtheil der Bauern nur sehr langsam gefördert werden kann.

Auf dem Dorfe schätzt man den Pfennig mehr als in der Stadt. Selbst der wohlhabende Landwirth betrachtet jede Geldausgabe als ein kleines Unglück. Nur bei besonderen Gelegenheiten wird brutal verschwendet, im gewöhnlichen Lauf der Dinge jedoch selbst an unbedingt nothwendigen Ausgaben geknausert. Auch in unserem Ort ist dieser Charakterzug stark ausgebildet. Aber was in derartiger Weise erübrigt wird, streuen Unwissenheit und Mißtrauen wieder auseinander. So zahlen einzelne Bauern der Gegend für die auf ihr Gut eingetragene erste Hypothek 4 Procent und vereinzelt erheblich darüber, während sie vom Landwirthschaftlichen Creditverein in Dresden tilgbare Hypothekengelder weit wohlfeiler erhalten könnten. Doch die kennen den Verein kaum dem Namen nach und ebensowenig seine Bestrebungen. Ihr Vater hat das Geld bei irgend einem Privatmann geborgt, sie gehen den gleichen Weg. Es kommt ihnen die Verbilligung des Geldes nur zum Theil zu Nutze, während sie die Verbilligung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse voll empfinden müssen. Aehnliche Beobachtungen scheint man auch in anderen sächsischen Gegenden machen zu können. So wird aus dem Vogtlande berichtet, daß dort manche Bauern gleichfalls für die erste Hypothek 4 Proc. Zinsen zahlen, obgleich auch sie das Geld aus dem „Creditverein" für weniger erhalten könnten. In welchem Umfange die schlechten materiellen Verhältnisse mancher Bauern auf jene Thatsache zurückzuführen sind, läßt sich hoffentlich klarer als heute erkennen, wenn die Ergebnisse der Erhebung vorliegen, die der „Verein für Socialpolitik" über die Creditverhältnisse der ländlichen Kleingrundbesitzer in Deutschland veranstaltet.

In unserem Dorfe ist die Verschuldung der Bauern erträglich; nur einige sind stark verschuldet, einer in Berücksichtigung der heutigen Preise landwirthschaftlicher Erzeugnisse überschuldet. Vereinzelt sind die Güter über ihren wirklichen Werth von den gegenwärtigen Besitzern bezahlt. Es trifft auch hier die Ansicht des bekannten landwirthschaftlichen Schriftstellers Professor v. d. Goltz zu, daß schon vor dem Sinken der Reinerträge die Lage mancher Landwirthe durch zu hohe hypothekarische Verschuldung eine bedenkliche war. Von 1825 bis etwa 1880 sind die Bodenwerthe in Deutschland um 200—500 Proc. gestiegen. In den Jahren 1851—1880 betrug der Durchschnittspreis des Weizens

Feuilleton.

Zum 9. März.

Kaiser Wilhelm's I. Jugendliebe.
Von Dr. Ludwig Bons.
Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Um den ersten Schmerz leichter zu überwinden, ging der Prinz auf Reisen, in der Hoffnung, nach der Rückkehr werde sich zwischen der Prinzessin Elise und ihm ein neues Verhältniß bilden. Wie wenig es ihm aber gelang, seiner Leidenschaft Herr zu werden, ersehen wir aus einem Briefe, den er vom Haag aus am 21. April 1822 an Natzmer richtete. Darin sagt er: „Die Reise bekommt mir zwar wohl, doch kann ich trotz der treuen Freundschaft, welche ich vorzüglich hier gefunden habe, noch keine Fröhlichkeit in mir verspüren; ich bin den Vergnügungen abgestorben, und da ich ohne angestrengte Beschäftigung bin, so schwelge ich in den glücklichen und unglücklichen Augenblicken der Vergangenheit." Unter solchen Umständen mußte damals dem Prinzen der Geburtstag zum Trauertage werden. Die Gemüthsstimmung übermannte ihn an jenem 22. März so, daß er krank ward und zwei Tage hindurch am Fieber litt. Aber der Zuversicht, die er in die Gnade seines Gottes setzte, ist er auch in diesen schweren Stunden treu geblieben: „Ich vertraue dem Himmel und baue auf ihn; er hat mich nicht verlassen und mir Kraft und Stärke verliehen, seinen unerforschlichen Willen zu tragen, und in selbiger Noth hat er auch seine Segnungen über den mir entrissenen theuren Gegenstand ergossen?" Freilich, die Kraft, der Hochzeit seiner Schwester Alexandrine mit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin in Gemeinschaft mit Prinzess Elise beizuwohnen, besaß er nicht. Das wäre zu viel verlangt, schrieb er an Natzmer. Und daher bat er den König, sein Ausbleiben bis nach der Hochzeit zu vertagen. Inzwischen rechnete er auf den Ausbruch eines neuen russisch-türkischen Krieges, an dem er der Zerstreuung halber theilnehmen wollte. Aber statt der hierzu erbetenen väterlichen Erlaubniß traf vom König der Befehl zur Rückkehr ein. Auch der Wunsch des Prinzen, eine letzte Zusammenkunft mit der Radziwill'schen Familie in Schlesien zu haben, wurde abgeschlagen. Der Prinz sollte nach Berlin kommen. „Zum Glück sind die Festlichkeiten (der Vermählung seiner Schwester) dann vorbei!" äußerte Prinz Wilhelm in einem Briefe an Natzmer vom 29. Mai 1822. Die Aussicht auf die letzte Zusammenkunft mit der Geliebten vor einer dann gewiß langen und entscheidenden Trennung gewährte ihm „einen hohen Trost, wenngleich es noch schwere Augenblicke geben wird."*) — Von Berlin reiste Prinz Wilhelm zur Cur nach Teplitz, nahm nach Beendigung derselben am Rhein Besichtigungen vor und schloß sich dann dem König an, als dieser mit dem Prinzen Karl zum Congreß nach Verona ging und einer Einladung des Papstes nach Rom folgte. Die Eindrücke der Reise erfrischten ihn wohl, vermochten aber nicht, wie dem Briefe an Natzmer vom 3. April 1823 zu entnehmen, die Gefühle seines Herzens abzuschwächen.

Dem König entging das nicht, und er berief den Staatsrath in der Hoffnung, das Hinderniß, das der Verbindung im Wege stand, doch noch zu beseitigen. Vergebens. Auch die Mehrheit des Staatsraths verneinte die Ebenbürtigkeit der Prinzessin Elise. Trotzdem faßte der König noch keinen endgiltigen Entschluß. Denn die Vermählung des Kronprinzen ließ die Bedeutung der Ehe des Prinzen Wilhelm für die Thronfolge verläufig zurücktreten. Prinz Wilhelm dagegen drängte begreiflicher Weise auf eine Entscheidung; er fand „das entsetzlich Peinliche seiner hoffnungslosen Lage", wie er sich in einem Briefe an Natzmer vom 22. Februar 1824 ausdrückte, unerträglich. Eine tiefe Bitterkeit bemächtigte sich seiner. Und doch trug wohl weniger Mangel an Energie die Schuld daran, wenn der König zu keinem Entschluß kam, als die Hoffnung, es könne noch Alles zum Besten gewandt werden. Es war nämlich der Vorschlag aufgetaucht, die Bedenken gegen die Ebenbürtigkeit der Prinzessin Elise dadurch zu beseitigen, daß Prinz August von Preußen sie adoptire. Prinz Wilhelm erfuhr von diesem Vorhaben erst, als die Familie Radziwill schon ihre Einwilligung dazu gegeben hatte. „So konnte ich also nur das Opfer annehmen, was die Radziwill'sche Familie gebracht hatte", schrieb er Natzmer am 1. April 1825. Die nächste Zukunft schien ihm die Erfüllung seiner heißen Wünsche zu verbürgen. Er besuchte die Radziwill in Posen und verlebte dort „glückselige" Tage, er fühlte sich glücklicher, als er es sich „nur hätte träumen können".*)

Um so furchtbarer war die Enttäuschung. Fünf Minister erklärten sich gegen die Ebenbürtigkeit der Prinzessin Elise, da die Adoption das Blut nicht ersetzen könne. Gerade jetzt aber war diese Rechtsfrage von höchster praktischer Bedeutung. Des Kronprinzen Ehe blieb kinderlos; der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl, hatte sich mit einer weimarischen Prinzessin vermählt, und der großherzoglich sächsische Hof beanspruchte für die Kinder aus dieser Ehe das Vorrecht, falls der ältere Bruder seiner Neigung folge. So drohte unter Umständen ein Streit um die Erbfolge, der vielleicht den Bestand der Dynastie gefährdete. Da faßte König Friedrich Wilhelm III., tiefbekümmert, nach wiederholten Vorstellungen seiner Räthe, den endgiltigen Beschluß. In einem von Zärtlichkeit überströmenden Briefe stellte er seinem Sohne vor, daß nach all' den vergeblichen Versuchen nichts übrig bleibe als die harte Pflicht, dem Wohle des Staates und des königlichen Hauses eine edle Neigung zu opfern.

„Versteinert stand ich da, als ich die endliche Entscheidung gelesen hatte", schrieb der Prinz später dem Vertrauten Natzmer. Aber er raffte sich zusammen und beantwortete seines Vaters Brief noch am Abend desselben Tages — es war der 23. Juni des Jahres 1826 —, an dem er ihn erhalten hatte. Prinz Wilhelm schrieb:

„. . . Sie haben, theuerster Vater, die Entscheidung für mein Schicksal gegeben, die ich ahnden mußte, aber mich zu ahnden scheute, so lang ein Strahl von Hoffnung mir noch blieb. . . . Lesen Sie in meinem Herzen, um in demselben den unaussprechlichen Dank zu finden, der es belebt für alle die unzähligen Beweise Ihrer Gnade, Liebe und Langmuth, die Sie mir in diesen bewegten fünf Jahren gaben, vor Allem aber noch für den unbeschreiblich tief mich ergriffen habenden Brief vom gestrigen Tage. Welchen Eindruck er mir gemacht, bin ich nie im Stande zu schildern. Ihre väterliche Gnade, Liebe und Milde, Ihre liebevolle Theilnahme bei dem schweren Geschick, das mich trifft, das Vorhalten meiner Pflichten in meinem Stande, die Anerkennung der Würdigkeit des Gegenstandes, dem ich meine Neigung geschenkt habe, die Erinnerung an alle Versuche, welche Ihre Liebe zu Ihren Kindern Sie unternehmen ließ, um die Wünsche meines Herzens zu erfüllen — Alles, Alles dies in den Zeilen zu finden, die mein Schicksal entschieden, mischte in mein tief erschüttertes Herz so viel Trost und so unaussprechliches Dankgefühl, daß ich nur durch die kindlichste Liebe und durch mein ganzes Verhalten in meinem künftigen Leben im Stande sein werde, Ihnen, theuerster Vater, meine wahren Gesinnungen zu bestätigen. Ich werde Ihr Vertrauen rechtfertigen, und durch Bekämpfung meines tiefen Schmerzes und durch Standhaftigkeit in dem Unabänderlichen in dieser schweren Prüfung bestehen. Gottes Beistand werde ich anrufen. Er verließ mich in so vielen schmerzlichen Augenblicken meines Lebens nicht, Er wird mich auch jetzt nicht verlassen. . . . So schließe ich diese wichtigen Zeilen zwar mit zerrissenem Herzen, aber mit einem Herzen, das Ihnen, theuerster Vater, inniger denn je anhängt! Denn Ihre väterliche Liebe war nie größer als in der Art der schweren Entscheidung."

„Welch' ein Sohn! Welch' ein Vater!" schrieb der in den Briefwechsel eingeweihte damalige Chef des Militaircabinets, General von Witzleben, in sein Tagebuch. Und fürwahr, es gehörte, wie Prinz Wilhelm bescheiden zu Natzmer sagte, eine „seltsame" Kraft dazu, die theuersten und höchsten Wünsche so aufzuopfern. Kein Wunder, wenn selbst er, der sich mit frommer, gottergebener Geduld dem herben Schicksal unterwarf, der Zeit bedurfte, ehe er, vom Strom des Lebens und der Geschäfte fortgetragen, die rechte Berufsfreudigkeit wiederfand. Die ihm für immer Entrissene suchte er weder, noch mied er sie, stets bemüht, ihr unbefangen zu begegnen. Auch Prinzessin Elise fügte sich entsagungsvoll in das Unabänderliche. Von der großen Welt meistens zurückgezogen, lebte sie künstlerischen Neigungen und Werken der Barmherzigkeit. Vier Jahre nach dem Eintritt der Katastrophe stand sie im Schloßpark von Buchwald bei Hirschberg dem Prinzen Wilhelm und seiner jungen Gemahlin Augusta gegenüber. Drei weitere Jahre später begann sie den Hauch des Todes zu spüren: ein Blutsturz, von dem sie im Palais des Prinzen Wilhelm nach fröhlicher Tafel befallen wurde, war der Anfang vom Ende; am 27. September 1831 ist sie der Schwindsucht erlegen . . .

In bitteren Seelenkämpfen hat Prinz Wilhelm den Sieg über sich selbst erstritten und sich hindurchgerungen zum Gehorsam gegen den Vater, zur Entsagung, um des Staates willen. Diese harte Schule der Selbstzucht hat während zweier Menschenalter köstliche Frucht getragen, indem sie den zum alle Zeit opferwilligen Diener des Staates erzog, der bestimmt war, das neue Reich zu begründen. Ursprünglich ein Gegner der constitutionellen Staatsform, stellte sich Prinz Wilhelm sogleich auf den Boden der neuen Ordnung, als die Entscheidung gefallen war. Liebebedürftigen Herzens, entsagte er als König die Entfremdung von seinen Preußen, weil er die Nothwendigkeit der Heeresreform als unabwendbar erkannte. Dem Hause Habsburg-Lothringen seit Langem befreundet, entschloß er sich dennoch zum Kriege gegen Oesterreich, und mit der gleichen Selbstüberwindung ging er als Kaiser trotz seiner alten Vorliebe für Rußland den Dreibund ein. Denn immer war ihm das Wohl des Staates das höchste Gesetz. So ist er als Monarch das Vorbild für unsere Fürsten geworden. Als Mensch aber hat er ein Beispiel der Pflichterfüllung gegeben, das einem Jeglichen unter uns zuruft: Gehe hin und thue desgleichen.

*) Ueber diese Begegnung ist nichts bekannt geworden.

*) Prinz Wilhelm hat damals einen rührenden Beweis dafür gegeben, daß ihm die Pflicht über Alles ging. Es war ihm in Posen ein nicht ungefährlicher Unfall, über den seine Briefe keine näheren Angaben enthalten, zugestoßen, und das Uebel war durch die Rückreise von Posen nach Berlin verschlimmert worden. In Bezug auf die Verschlimmerung schreibt er an Natzmer: „Aber gereist zu sein, werden Sie mich nicht tadeln; mein Urlaub war um und jedes längere Ausbleiben hätte aus der Entfernung einen anderen Schein als den der Nothwendigkeit getragen unter so bewandten Umständen. Wie schwer es mir jedoch ward, mit der Ueberzeugung zu reisen, daß es besser sei, zu bleiben, bedarf unter solchen Verhältnissen keiner Versicherung!"